

SIEGFRIED LENZ

DRINGENDE DURCHSAGE



Unbekannt
und bisher
unveröffentlicht

Erzählungen

HOFFMANN UND CAMPE





SIEGFRIED
LENZ
DRINGENDE DURCHSAGE

Erzählungen

Ausgewählt und mit einem Nachwort von
Maren Ermisch

HOFFMANN UND CAMPE



Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: © Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: © IMAGO

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01823-3

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Inhalt

In jenen Tagen

Heimweh oder so etwas Ähnliches –

Ein Text in zwei Versionen 9

Bei Godickes und Gieses, Adamikstraße 15 19

Sozusagen »Verschiedenes« 27

Bruderschaft der Erpresser 29

Der Brunnenvergifter 36

Er schwamm gern unter Wasser 39

Dringende Durchsage

Das Wochenende des Herrn Schmelz.

Bundesrepublikanisches Alltagsleben 45

Dringende Durchsage 52

Die Selbstanzeige des Strandgendarms 60

Inspektor Tondi 62

Der Fluß und der Inspektor 69

Es gibt nur eine Straße in der Welt ...

Die Brille 77

Es gibt nur eine Straße in der Welt ... 79

Der Gott der Stadt 82

Der Gott im Stein 87

Der einfache Weg 90

An der Deichsel 92

Tiere haben guten Leumund

Die Krähe 99

Tiere haben guten Leumund 100

Die Sache mit dem Räucheraal 102

Das erpresserische Pferd. Ein Derby-Erlebnis 104

Seehund aus der Wasserleitung. Eine unwahrscheinliche
Humoreske mit Trangeschmack 105

Wovon man in Chlopitzken träumt ... 108

Gestatten: mein Mann ...

Signale aus dem Traum. Interpretation meiner
schlafenden Frau 115

Sprung ohne Geständnis 118

Sie sind in Gefahr, junger Mann 120

Gestatten: mein Mann ... 123

Die Abschiedsrede 127

Für andere hoffen – Geschenkte Erzählungen

Wie Radikalität entsteht 141

Für andere hoffen 156

Die ZuhörerIn oder Eine absichtsvolle Wegbeschreibung 161

Die Flöte. Eine Versöhnung 167

Nachwort 177

Textnachweis 189

Dank 192

In jenen Tagen

Heimweh oder so etwas Ähnliches – *Ein Text in zwei Versionen*

Erste Version – noch titellos

In jenen Tagen, als man die Steckrübe auf mehr Arten zuzubereiten verstand als heute und als die Räucherfischpaste die Butter des kleinen Mannes war, in jenen Tagen, da ein Wochenlohn nicht mehr betrug als acht Zigaretten, in jenen Tagen also stand ein Mann auf einem großen Bahnhof und beobachtete die bürokratisch-pedantischen Zeiger einer Uhr, die sich durch keinen Wunsch erweichen lassen. Die Leute drängten sich zur Sperre, riefen, schimpften, lächelten und küßten sich, und fast niemand von ihnen fand die Zeit, einen Blick an den Mann zu verschwenden, der auf die Uhr starrte und sich ausrechnete, wie lange er noch auf seinen Zug würde warten müssen. Die Stadtverwaltung hatte in der Bahnhofshalle einen Tannenbaum aufstellen lassen, zum Zeichen, daß ein großes Fest bevorstand und alle Menschen fröhlich zu sein hätten. Es freuten sich aber nur einige Kinder.

Der Mann, Sobottka hieß er, wartete geduldig einige Stunden. Nichts an ihm war von besonderer Auffälligkeit, ausgenommen vielleicht seine großen, unheimlich großen Stiefel, die ihm über die Knie gingen und im Schaft mehrere Löcher aufwiesen. Unter dem Arm trug er einen Zeltbahnbeutel, verstaubt, fleckig und sehr ausgebleichen. Der Mann sah aus, als ob er mehrere Jahre nicht zu Hause gewesen war, und in der Tat traf dies auch zu, denn Sobottka war erst vor einigen Wochen, und zwar zu Weihnachten, aus einem Lager entlassen worden, das ungefähr 154 km hinter dem Rücken der Welt lag. Nunmehr trennten ihn noch wenige D-Zug-Stunden von

seinem Häuschen in Krebsdorf und seiner Frau. Der Zug, das hatte der Mann dem Fahrplan entnommen, würde gegen 6:00 Uhr morgens abfahren; also hatte er noch einige Stunden totzuschlagen.

Die Müdigkeit war unbarmherzig. Sie kniff den guten Sobottka zwar nicht in die Stiefel, aber um so mehr in die Augenlider, und das hatte zur Folge, daß er sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten konnte und das Bedürfnis empfand zu schlafen. »Ich werde mich ihr«, sagte er sich, »zu Weihnachten unter den Tannenbaum legen, und es ist besser, wenn sie ein waches als ein schlafendes Geschenk erhält.«

So stieg er also eine schmutzige Steintreppe hinab, erwischte irgendwo im Bunker eine freie Bank, legte sich, den Zeltbahnbeutel als Ruhekissen, lang hin, schloß die Augen, öffnete die Lippen und schnarchte sich in einen Traum.

Er träumte vom Marschieren ... vom links, rechts, links, rechts ... vom Durst ... von der Erschöpfung. – Halt, schrie da jemand in seinem Traum, alles halt! Pause! Marschpause. Sobottka sah sich an einen Baum gehen und zur Erde fallen. Die Stiefel drückten, und er zog sie kurzerhand aus. Runter mit dem Zeug! Runter mit diesen lästigen Dingern. Die armen Füße! Er hatte auf einmal das Gefühl, um eine ungeheure Last leichter zu sein.

Sobottka war es nicht nur im Traum; denn zur gleichen Zeit, als er das träumte, stand ein junger Mann vor seiner Bank und zog dem Schlafenden mit meisterhaftem Geschick die seltsamen, riesigen durchlöcherten Stiefel von den Beinen, verbarg sie unter seinem Mantel und stieg seelenruhig die Treppe zur Bahnhofshalle hinauf. Es waren nur wenig Leute zu sehen.

Plötzlich kam aus dem Warteraum der Heizer eines Postzuges, der in fünf Minuten nach Krebsdorf, dem Ort also, wo Sobottka wohnte, fahren sollte.

»He«, sagte der Meisterdieb, »ich habe hier ein Paar gute Stiefel. 100 Reichsmark.«

- »100?« fragte der Heizer.
»Weil du es bist, 90.«
»Ich gebe dir 80. Laß mal sehen.«
»Gut.«
»Komm her, hier hast du sie.«

Der Heizer erstand im Vorübergehen die Stiefel und beeilte sich, zu seinem Zug zu kommen. Er ließ die Lokomotive pfeifen und los ging's.

Der gute Sobottka schlief indessen den Schlaf des Gerechten. Es war wohl einige Minuten vor 6:00 Uhr, als er zu sich kam und, im Glauben, die Zeit verschlafen zu haben, von der Bank aufsprang. Sofort wurde ihm die Leichtigkeit verdächtig, mit der er sich erheben konnte, und er sah an sich hinab.

»Mein Gott, wo sind denn meine Stiefel? Unter der Bank? Nein! Auf der Bank? Quatsch, auf der Bank habe ich gelegen, da können sie doch nicht sein. Am Kopfende? Am Fußende?« Von den Stiefeln war nichts zu sehen.

Ein warnender, schriller Pfiff drang an sein Ohr, der Lockschrei der Zugmaschine.

»Verdammter Quatsch!«

Er ergriff sein Bündel und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen, zum Bahnsteig. Der Zug setzte sich bereits in Bewegung. Sobottka lief leichtfüßig hinterher, achtete nicht auf das Lamentieren des Mannes mit der roten Mütze, riß eine Abteiltür auf, schwang sich hinein, ließ die Tür zuknallen und rang nach Luft.

»Welcher Schuft hat mir die Stiefel gestohlen? Wer war es?«

Er setzte sich ächzend auf die Bank und sah durchs Fenster.

Hm-tm-tm; hm-tm-tm machte der Zug. Minutenlang; stundenlang.

Am späten Nachmittag hielt der Zug in Krebsdorf. »Alle aussteigen, alle!« Auch Sobottka mußte aussteigen. Er wartete, bis die Leute hinter der Sperre verschwunden waren und sprang auf Socken über den verschneiten Bahndamm.

»Ihre Fahrkarte?« fragte der Beamte.

»Hier!« rief Sobottka.

Der Beamte blickte ihm kopschüttelnd nach. Sobottka wollte sich um die Ecke des Bahnhofsgebäudes schleichen, als er unvermutet mit seiner Frau zusammenprallte.

»Ewald?!«

»Ja. Ich bin's!«

»Bist du's wirklich?«

»Na klar! Quatsch doch nicht.«

»Warum bist du denn so brummlig? – Ach! Du hast ja garkeine Schuhe an! Wo hast du denn, in Gottes Namen, deine Stiefel gelassen?«

»Quatsch nicht«, sagte Sobottka, »komm nach Hause, oder mir erfrieren die Zehen.«

Schweigend, untergehakt, gingen sie heimwärts. Hinter manchen Fenstern brannten die Weihnachtsbäume.

»Schneller!« sagte Ewald; »wir müssen schneller gehen.«

»Ich habe den Tisch schon gedeckt«, sagte sie.

»So«, brummte er frostig und: »Na ja.«

Als sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstiegen, wurde er zärtlich. Er küßte sie.

»Ich habe eine Überraschung für dich«, flüsterte sie. »Es gibt zwar wenig zu kaufen heute, aber ... na, du wirst ja sehen.«

Sie stieß die Tür auf und ließ ihn eintreten.

Ein kleines Bäumchen brannte, auf dem Tisch standen einige armselige Ersatzleckereien und – ein Paar riesige, durchlöchernte Stiefel!

Sobottka starrte abwechselnd fassungslos von den Stiefeln zu seiner Frau. Plötzlich rief er: »Das sind ja meine Stiefel! Menschenkinder, wie kommen die hierher?«

»Deine?« fragte sie.

»Woher hast du diese Stiefel?«

»Die habe ich von Brustmann gekauft. Er ist jetzt Heizer bei der Bahn. Ich dachte, du kämst schon morgens an, und so ging ich zum

Bahnhof. Dort begegnete mir Brustmann mit den Stiefeln, und ich fragte ihn, und er sagte: ja.«

»Was hast du dafür bezahlt?«

»80 Mark!«

»80?« rief Sobottka lachend und warf sich auf das Bett. »Das scheint mir ein reichlich hoher Fahrpreis für ein Paar Stiefel.«

Zweite Version –

Heimweh oder so etwas Ähnliches

Wenn einer von uns zu einer ganz gewissen Abendstunde des gestrigen Tages durch die Bahnhofshalle von Animula gegangen wäre, so hätte er ohne Rücksicht auf Alter oder gar Geschlecht etwa die folgende Beobachtung gemacht: Vor zwei grünen Automaten, durch die man zu jeder Stunde beinahe mühelos in den Besitz einer Bahnsteigkarte gelangen kann, stand ein kleiner, untersetzter Mann, der mit zwei auffallend melancholischen Augen die Bahnhofsuhr betrachtete. Und jedesmal, wenn der große Zeiger mit vernehmlichem Knacken über einen Minutenstrich sprang, schloß der Mann seine melancholischen Augen und schnalzte in etwas peinlicher Lautstärke mit der Zunge. Dieses Schnalzen hätte jeder von uns bestimmt auf eine freudige Erwartung zurückgeführt, in der sich der Mann wohl befinden haben mußte. Danach jedoch wäre man mit jener Teilnahmslosigkeit an ihm vorübergeschritten, ohne die sich die Gestimmtheit eines Bahnhofes nur schwerlich denken läßt. Was bedeutet auch schließlich schon ein Mann, der vor einem Automaten für Bahnsteigkarten steht und mit der Zunge schnalzt! Aber ich kenne jeden von uns gut genug, um mir vorzustellen, daß er noch manchen inhaltsschweren Blick an diesen Mann verschwendet hätte. Was nämlich die Augen wie ein Magnet anzog, worin sozusagen die Sensation an diesem Manne bestand, das waren zwei Stiefel. Die Schäfte reichten weit hin-

auf bis an die Schenkel. Damit aber das Kniegelenk genügend Bewegung beim Gehen haben sollte, waren an der notwendigen Stelle zwei förmlich bizarre Löcher in den Schaft hineingeschnitten. Auch die Kappen vermochten einiges Aufsehen zu erregen. Der Popokapetl hätte sich von einer norddeutschen Wiese nicht jäh erheben können. Es waren, kurz gesagt, zwei Stiefel, die einen ungemein exemplarischen Wert besaßen und von einem vorübergehenden Herrn im Staubmantel als der Inbegriff jener Stiefel bezeichnet wurden, die einst Europa zertreten haben sollten.

Der Besitzer dieser Stiefel kam irgendwoher aus der Gefangenschaft. Ein dringendes Telegramm hatte seine Frau bereits unterrichtet, daß er entlassen, aber genötigt war, die Nacht auf dem Bahnhof in Animula zu verbringen. Dummerweise fuhr mit Ausnahme eines Postzuges kein anderer Zug, mit dem er Animula noch in der Nacht hätte verlassen können. So stand er denn vor den grünen Automaten und quittierte freudig jede hinter sich gebrachte Minute mit dem Schnalzen der Zunge.

Erst als es kühler wurde, hielt es der Mann für vorteilhaft, ein wärmeres Quartier aufzusuchen. Da sein Zug aber zu einer barbarisch frühen Stunde abfuhr, wollte er sich nicht weit vom Bahnhof entfernen. So schlenderte er langsam zum Bahnhofsbunker hinüber, wo er nach intensivem Suchen auch eine stille Ecke für sich fand. Er breitete eine graue Decke aus, legte seinen untersetzten Körper darauf und konnte sich nicht genugsam das Wiedersehen mit seiner Frau ausmalen. Weiß der Teufel! Plötzlich schlief er dabei ein. Trotz der köstlichen Vorstellungen überwältigte ihn die Müdigkeit. Er träumte vom Marschieren, vom Laufschrift und wieder vom Marschieren, bis jemand rief: Marschpause! Erschöpft warf er sich an einen Wegrand und zog gegen ausdrücklichen Befehl die Stiefel aus. Seine Füße waren geschwollen und bereiteten heftige Schmerzen. Gerade wollte er mit der Hand über einige Blasen streichen, als das Heulen einer Lokomotive an sein Ohr drang. Der Mann erwachte

und sprang leichten Fußes auf. Mit raschen Bewegungen war die Decke zusammengeschlagen und im Rucksack verwahrt. Schon wollte er sich eilig zum Ausgang wenden, als ihm die unverhoffte Leichtigkeit seiner Schritte verdächtig erschien. Er blieb stehen und sah an seiner Erscheinung herab. Da durchfuhr ihn ein ungeheuerliches Entsetzen: Die Stiefel waren verschwunden! Hastig fuhr er herum im Glauben, er könnte sie im Traum abgestreift haben. Umsonst! Die Ecke, in der er geschlafen hatte, war leer. Der Mann ließ den Rucksack zur Erde fallen und überlegte, auf welche Weise er denn noch um seine Stiefel hätte gekommen sein können. Da ertönte zum zweiten Male das ungeduldige Pfeifen der Lokomotive. Er hatte nur eine Wahl! Unbelederten Fußes lief er die Treppen hinauf, gelangte noch zur rechten Zeit auf den Bahnsteig, riß eine Abteiltüre auf und ließ sich erschöpft auf eine Bank fallen. Im gleichen Augenblick setzte sich der Zug in Fahrt.

Das rätselhafte Verschwinden der Stiefel hatte einen ganz natürlichen Grund. Als der träumende Besitzer sich für die Dauer einer Marschpause von ihnen zu befreien dachte, stand, besser: kniete ein junger Mann neben seiner Schlafstatt, der mit raffinierter Geschicklichkeit die Stiefel abstreifte. Er verbarg den beträchtlichen Raub unter einem zerschlissenen Mantel und erreichte unbehelligt die Bahnhofshalle. Niemand war in der Nähe. Kaum aber wollte er sich dem Ausgang zuwenden, als ihm ein kräftiger Mann entgegentrat. Die Flucht zu ergreifen, schien völlig überflüssig, denn er erkannte auf den ersten Blick, daß es sich um den Heizer des Postzuges handelte. Außerdem waren beide ganz gut miteinander bekannt.

»Tag, Erich«, begrüßte der Heizer seinen Bekannten, obwohl es Nacht war. »Tag, Mensch, wie geht's?« »Och, wie soll's schon gehen?« »Brauchst Stiefel?« »Stiefel?« »Ja, prima Sachen, sag ich dir.« »Wie teuer?« »Weil du es bist, zwanzig Mark.« »Quatsch, ist das dein Ernst?« »Herrjottnee, willst du sie für zwanzig oder nicht?« »Ja, klar, aber –« »Dann gib her!«